

Die Intimität Gottes

Von Dietrich Ritschl

Sie können Gott denken, wenn Sie wollen, und die Chancen stehen gut, dass Gott wirklich das ist, was Sie denken. Zumindest kann Gott als ein Produkt Ihrer Gedanken weitere Gedanken lenken und zum Mittelpunkt einer ständigen Suche nach Gott werden. Wenn Sie Gott denken, haben Sie ein wunderbares Geschäft vor sich: Sie machen sich kühne Gedanken über das Universum und die Natur, das menschliche Gehirn und seine Wahrnehmung der Wahrheit, die menschliche Psyche und ihre religiösen Dimensionen, über Gut und Böse und alles andere. Sie treffen auf Atheisten und Agnostiker, die sagen, dass Sie sich irren, und auf Gläubige, die Sie zwingen, ihnen zuzustimmen, und auf politisch korrekte (oder inkorrekte) Menschen, die Sie auf ihre Seite ziehen wollen. Vielleicht entdecken Sie sogar den verborgenen Atheisten in sich selbst. Sie werden zwischen Zweifel und Gewissheit schwanken und die Fahrt genießen. Aber vielleicht verlieren Sie auch den Gott, den Sie glauben. Wer weiß das schon? Aber Gott zu denken ist eine wunderbare Tätigkeit, das versichere ich Ihnen.

Es gibt jedoch auch eine andere Seite der Medaille, eine jüdische Seite sozusagen. Israel wachte eines Morgens auf und die Gottheit war da; Gott war ihr Gott. Sie wurden in die Gottheit hineingezogen; sie begannen eine Geschichte mit Gott, eine Komposition aus Tausenden und Millionen von individuellen Lebensgeschichten, die alle direkt oder indirekt mit Gottes eigener Geschichte verschmolzen sind. Diese Geschichten werden gelebt, und einige von ihnen werden erzählt und wieder erzählt, und sie führen zu der Geschichte von Jesus, dem Jüden, und von ihm aus, nach der Auferstehung, plätschern und fließen sie in die Welt der Heiden über und ziehen unsere Lebensgeschichten in Gottes laufende Geschichte hinein. Natürlich können Sie diesen Gott auch denken, aber lange bevor Sie Gott denken, müssen Sie mit Gott leben und Ihre Lebensgeschichte von Gott gestalten lassen.

Als ich jung war, sagten mir meine Lehrer in Basel und Edinburgh, dass diese beiden Wege, Gott zu erreichen, unvereinbar seien. Entweder man bleibe bei den Philosophen, mache sich hochtrabende Gedanken über Gott und das Universum und hoffe, einen Blick auf die Gottheit zu erhaschen, indem man die Schönheit und Ordnung der Natur bewundere und das unlösbare Problem des Bösen in der Welt im Angesicht eines allmächtigen Gottes toleriere. Man müsse entweder diesen Weg gehen, sagten sie, oder den anderen Weg: sozusagen in die biblischen Geschichten hineinkriechen (obwohl sie den Begriff „Geschichte“ nicht benutzten, sprachen sie ganz dogmatisch von „Offenbarung“), zuhören, was die frühen Zeugen zu sagen hatten, auf ihre Geschichten achten, sie mit der eigenen Lebensgeschichte vergleichen ... und so weiter.

Als ich in den fünfziger Jahren in die USA kam, um Theologie zu lehren, habe ich, glaube ich, meinen Studenten gesagt, was meine Lehrer mich gelehrt hatten: Die beiden Wege passen nicht zusammen. Aber seitdem ist viel Zeit vergangen, und heute frage ich mich, ob das wirklich nicht der Fall ist. Sind wir nicht eigentlich beides, „Griechen“ und biblisch orientierte „Juden“? Zumindest würde ich das von mir selbst sagen, und wenn ich an die Studenten denke, die ich unterrichtet habe, und an die Menschen, die ich in den Kirchen in den USA und auf anderen Kontinenten getroffen habe, dann scheint es mir, dass wir alle von einigen philosophischen Ansätzen zu den letzten Fragen über Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit, Gut und Böse, Gott und das Universum durchdrungen sind. Wir alle, die wir in der westlichen Welt aufgewachsen sind, haben Anteil an diesem Milieu.

In diesem Zustand brechen die biblischen Geschichten – die in der Tat einen anderen Gott präsentieren – in unser Milieu ein, überraschen uns bei der Ausübung unserer täglichen Arbeit

und unseren Gedanken. *Ich denke, es ist unvermeidlich und zugleich zutiefst menschlich, beides zu tun: Gott zu denken, als wären wir Griechen, und mit Gott zu leben, als wären wir Juden.* Man mag das tragisch nennen und beklagen, dass die christliche Kirche nie wirklich mit ihrem griechischen Erbe zurechtgekommen ist. Aber so ist es nun einmal. Augustinus, Thomas von Aquin, die Reformatoren – sie alle teilten dieses Dilemma und versuchten, jeder auf seine Weise, einen Ausgleich zu finden oder zumindest einen lebendigen Dialog in sich selbst zu führen.

Der Dialog wird, wie mir scheint, gut geführt, wenn wir zulassen, dass die biblischen Geschichten unsere hochtrabenden Spekulationen und philosophischen Gedanken ständig korrigieren und herausfordern. Diese Weisheit der Welt, wie der Apostel sie nennt (1. Korinther 1-2), wird jedoch herausgefordert, gleichsam untergraben durch das, was der Apostel in einem Ausbruch radikalster Sprache die Torheit Gottes nennt, ein seltsames Kontrast-Synonym für „Weisheit Gottes“, ein Begriff, den er ebenfalls verwendet. In dieser seltsamen und wunderbaren Passage stellt der Apostel die Pyramide auf den Kopf: Was einst ganz oben war, hoch oben, ist jetzt unten, wo die Schwachen und Verachteten sind. Und natürlich muss er an dieser Stelle von Jesus am Kreuz sprechen. Kein „survival of the fittest“ – sondern neues Leben für die Schwächsten. Ich glaube, das ist die stärkste Art, von der Nähe Gottes zu sprechen.

Der Unterschied zwischen der griechischen und der hebräischen Denkweise ist, wie uns Gelehrte versichern, übertrieben worden. Es gibt Stellen in der Bibel, die an griechische Begriffe erinnern, obwohl sie eigentlich hebräisch waren. Und es gibt griechische Gedanken und philosophisch-mystische Vorstellungen über Gottes Nähe, von denen man meinen könnte, dass sie aus dem Herzen der Bibel stammen. Wir wollen uns hier nicht auf diese Debatte einlassen. Lassen Sie mich vielmehr zusammenfassen, wie meine philosophischen Gedanken über Gott durch die biblischen Geschichten, die ich lese, herausgefordert, kritisiert und bereichert werden. Wahrscheinlich haben Sie ähnliche Erfahrungen gemacht. Meiner Meinung nach wird der Dialog zwischen dem Denken über Gott und dem Leben mit Gott durch die folgenden drei Einladungen aus den biblischen Büchern herausgefordert: Wir können uns an Gott erinnern. Gott wohnt im Gedächtnis der Gläubigen. Der „Gott unserer Väter (und Mütter)“ hält die Zeit in seinem Geist und in ihrem eigenen Gedächtnis fest; dort hält Gott auch diejenigen fest, die nicht mehr leben.

Wir wissen, dass Gott ein verzeihender Gott ist, der unsere Erinnerungen reinigt und uns von unserer Vergangenheit befreit, ohne sie auszulöschen. Vergebung ist also „Rückwärtshoffen“, dass Gott die Elemente unserer Vergangenheit nicht zerstört, die wir brauchen, um die Zukunft aufzubauen. In unseren Liturgien feiern wir das Gedächtnis der Gottheit, d. h. sowohl unser Gedächtnis an Gott als auch die höchst tröstliche Tatsache, dass Gott ein allumfassendes Gedächtnis hat.

Es mag sein, dass wir zusätzlich zu unserer Liturgie – oder den Psalmen – etwas Theologie brauchen, um unser Gedenken an Gott zu strukturieren. Deshalb haben einige gesagt, dass „Theologie das Gedächtnis der Kirche ist“. Aber letztlich könnte die Kirche auch ohne Theologie leben; sie braucht sie nur wegen der Komplexität und intellektuellen Verwirrung unserer Geschichte. Letztlich konzentriert sich das Gedenken an Gott auf die Erwählung des Volkes Gottes, der Juden, und, in abgeleiteter Weise, auf unsere Berufung: Heiden, die in den Baum „eingepfropft“ sind (Röm 11,17-24). Es ist ungemein tröstlich zu wissen, dass Gott gestern und vor allen Zeiten da war.

Wir erfahren die Gegenwart Gottes. Wir können die Erfahrung der Gegenwart Gottes nicht machen, ohne uns an Gott zu erinnern. (Wenn man es philosophisch ausdrücken will: Es gibt keine Erkenntnis ohne vorherige Erfahrung.) Gottes Gegenwart ist eine Wiederkehr dessen,

woran wir uns an die Gottheit erinnern, und doch ist Gottes Gegenwart immer neu, eine neue Schöpfung derer, die Gott begegnen. Diese angemessenste Antwort auf Gottes Reden zu uns ist unsere Doxologie, mit der wir zu Gott sprechen. Das doxologische Sprechen ist ganz und gar nicht philosophisch. Es erkennt die Gegenwart Gottes in seiner Intimität an. Es ist ungemein tröstlich zu wissen, dass Gottes Gegenwart nicht nur im Gottesdienst erfahrbar ist (ach, wie oft haben wir Gott dort vermisst!), sondern in jedem Augenblick unseres Lebens, denn der Modus der Gegenwart Gottes ist der Geist.

Wir können auf Gott hoffen. Hoffen ist wie das Erinnern an Gott in der Vorwärtsrichtung: im Vertrauen darauf, dass Gott seine Verheißenungen erfüllen wird, morgen genauso innig gegenwärtig zu sein wie in der Vergangenheit. *Hoffnung ist auf die seltsamste Weise mit der Vergangenheit verbunden, eine Einsicht, an die Israel von den Propheten immer wieder erinnert wurde und die – wenn die Verkündigung der frohen Botschaft heute einen Sinn hat – das Herzstück jeder Predigt ist.*

Sie werden bemerkt haben, dass ich mich bei diesen kurzen Bemerkungen über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf den dreifaltigen Gott bezogen habe, allerdings in einer etwas ungewöhnlichen Terminologie. Es ist eine große Schande, dass einige westliche Theologen – die sich in vielerlei Hinsicht von der östlichen Orthodoxie unterscheiden – das Verständnis der Trinitätslehre verwischt haben, indem sie sich alle möglichen mathematischen Tricks und Rätsel in Bezug auf die Zahlen eins und drei und ihre Beziehung zueinander ausgedacht haben. Auf diese Weise ist das trinitarische Konzept zu einem Hindernis für den Glauben geworden, obwohl es eigentlich eine enorme Hilfe sein sollte: Die Gottheit, die uns erschaffen und in die Geschichte Gottes hineingerufen hat (der Gott, an den wir uns erinnern), ist identisch mit dem Gott, der dem menschlichen Leben und Leiden in Jesus innig gegenwärtig war (der Gott, dessen Gegenwart wir erfahren), und Gott ist mit uns in der Zukunft bis zum Ende der Zeit (in Gott hoffen wir): Vater, Sohn und Geist.

Und wo stehen wir in Bezug auf den dreieinigen Gott? Meine Lieblingsmetapher, um von Gott zu sprechen, ist nicht die des Königs (oder Generals oder Präsidenten), sondern die des Mutterleibs, in dem wir wie ein Embryo sind. Psalm 139 spricht in diesem Sinne von Gott. Die Intimität Gottes könnte nicht eindringlicher beschrieben werden.

Dietrich Ritschl ist Professor für Theologie an der Universität Heidelberg. Er lehrte in Austin und Pittsburgh und am Union Theological Seminary in New York sowie an der Gregorianischen Universität in Rom.

Quelle: *The Living Pulpit*, Januar-März 1997, S. 16-17.